

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 51 (1947-1948)
Heft: 13

Artikel: Kleiner Fund am Grenzstein
Autor: Blum, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669034>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Keinen Tag ohne Linie!“ sagte ein Dichter des Altertums. Sprechen wir: „Keinen Tag, ohne eine herz hafte Tat!

Aber das edelste Herz schlug in dem heid-

nischen, römischen Imperator Titus, der zu jagen pflegte: „Verloren ist mir der Tag, an dem ich nicht jemanden glücklich gemacht habe!“

Kleiner Fund am Grenzstein

Von Ruth Blum

Der Frühlingswald steht voller Maiglöckchen und roter Wicken, der Ruckuck ruft unablässig — mich wundert, daß er nicht heiser wird! Den Stock in der Hand, die Klobenschuhe an den Füßen, wandere ich vergnügt dem Grenzweg entlang, der die Länder teilt. Zu meiner Linken wölbt sich auf Schweizerboden ein mächtiger Laubholzwald dem Himmel entgegen, rechts fallen Wiesenhänge hinunter auf ein deutsches Dorf. Der Pfad scheint selten begangen zu sein. Er ist grün besprenkelt mit keimenden Buchensößlingen, die auf gefalteten Blätterköpfen immer noch die braunen Kapseln der Buchnüsse tragen, zierlich geformt wie winzige Römerhelme. Ich halte Umschau nach den ersten Orchideen und finde da und dort ein geflecktes Anabenkraut. Mählich wird es dunkler um mich. Aus dem deutschen Tobel hinauf steigt ein alter, dichter Wald, und der blaue Himmel verschwindet hinter dem engmaschigen Filigrannetz der Buchenzweige. Die Eichen sind mit goldbraunen Blättchen überrieselt, Robinien und Schneeball blühen. Der jäh aufsteigende Pfad wird schmal wie eine Bachrinne; doch statt klarer Wassermogen rauschen mir Massen durrer Blätter um die Beine. Mühsam, einer rundlichen Fregatte zu vergleichen, arbeite ich mich durch die braune Flut und verwünsche die heftige Steigung der unbequemen Straße.

Plötzlich flieht ein Laut der Ueberraschung von meinen Lippen. Vor meiner Nase, auf dem Grenzstein 254, liegt ein rostiges Gewehr, vielmehr die Ruine eines Gewehrs. Alle Holzteile sind abgefallen, der Verschuß des Magazins zertrümmeret. Der Kolben steckt aufrecht in der Laubschicht über der Erde. Neugierig nehme ich den Schießprügel in die Hand und betrachte ihn von allen Seiten. Er ist unzweifelhaft deutscher Herkunft, Jahrgang 1939, Modell Nr. 98...

Vergessen sind die Orchideen, um derentwillen ich im Zickzack über den Grenzweg pilgerte. Das Flintenwraf erinnert mich an weniger harmlose Dinge als an botanische Köstlichkeiten. Mein Gedächtnis springt zwei Jahre zurück, stellt mich mitten hinein in die historischen Aprilstage 1945 — und augenblicklich steht vor meinen Augen ein unvergeßlich ernstes Bild...

*

Es war genau am gleichen Tag wie heute, am 29. April. Die ersten Maiglöckchen blühten ebenfalls — indessen stand keine lieblich wärmende Sonne über den Wäldern. Kühl und dunkel brach der Morgen an, feiner Regen rieselte. Ich schritt an der Seite eines schweizerischen Corporals dem alten Grenzweg entlang und blickte hinunter auf das badische Nachbardorf Weißweil, von dessen Kirchturm eine große weiße Fahne flatterte — vielleicht ein Leintuch aus irgend einer bäuerlichen Truhe, dazu bestimmt, das Ende eines tausendjährigen Reiches zu verkünden! Denn täglich, nein stündlich wurde auch in diesem Krachen, wo Fuchs und Has einander Gutenacht sagen, der Einmarsch der Franzosen erwartet.

Hoch über den roten Dächern des Dörfleins lagerten am Rande des Grenzweges sechzig deutsche Soldaten und Offiziere, alle bis auf die Haut durchnäßt, frierend, hungrig und verzweifelt. Schon drei Tage und drei Nächte saßen sie hier, gespeist und getränkt von den Landsleuten unter den roten Dächern — und drei Tage und drei Nächte lang hatten sie den schweizerischen Wachtposten um Internierung angefleht. Und nicht begreifen wollen, daß der Uebertritt ins neutrale Land gebunden war an bestimmte Eingangsstellen! Aus dem Innern des Schwarz-

waldes zurückfliehend, stets vom nahenden Feind umringt, waren sie durch die reißende Wutach gewatet und endlich naß bis zu den Achseln im abseitigen Weißweil angekommen, hart an der Schweizergrenze. Der alte Bürgermeister des Dörfleins hatte sie an den Waldweg emporgeführt und hier mit flehenden Worten um Einlaß für seine Schützlinge gebeten. Allein, die wachstehenden Schweizeroldaten waren an ihre Befehle gebunden, sie mußten den Bitten den die Internierung verweigern — und mählich sahen die Sechzig ein, daß sie im einsamen Waldwinkel gefangen saßen wie in einer Mausefalle.

Nicht alle ergaben sich diesem Schicksal mit jener Gelassenheit, die einem tapfern Soldaten geziemt. Es waren junge Burschen darunter, deren wuterfüllte Angesichter mich erschreckten. Sie verfluchten Gott und die ganze Welt und hielten drohend ihre Fäuste gegen den schweizerischen Weg. So nahe dem neutralen Boden — und doch keine, keine Rettung vor dem drohenden Los der Kriegsgefangenschaft! Die ältern Männer kauerten, abgeondert von den jungen, still im Grase, sprachen im Flüsterton miteinander und griffen gierig nach den Zigaretten, die ich ihnen verteilte. Wortlos und traurig bliesen sie den Rauch von sich — aber keiner ließ eine Klage hören. Nur der alte Bürgermeister, der Zivilist, glaubte immer noch, das Herz der schweizerischen Wachtposten rühren zu können. Unablässig kam es von seinen Lippen: „Nur eine Stunde laßt diese Leute auf den schweizerischen Grasweg treten, solange nur, bis unten im Dorf der Franzmann durchgezogen ist!“

Umsonst, die beiden Schweizer schüttelten nur den Kopf. Kleine Appenzeller Bauern waren es, Bergleute mit goldenen Röhlein in den Ohren, die mit weitoffenen, kindlich verwunderten Augen um sich blickten, weil sie, fern ihrer stillen Heimat, so unerwartet zu einem Stück dramatischer Weltgeschichte kamen. Unbeweglich standen sie am Grenzstein, jeder seine Maschinenpistole in der Hand, und hielten sechzig großdeutsche Helden in Schach, alte und junge Männer aus allen Teilen des Reiches, milchbärtige Knaben und grauhaarige Großväter, Angehörige aller Waf-

fengattungen, zusammengewürfelt auf wilder Flucht. Doch Waffen trugen sie nicht mehr. Die hatten sie in ohnmächtigem Zorn zer schlagen an den Bäumen des Waldes ...

„Nur eine Stunde laßt diese Leute auf den schweizerischen Grasweg treten!“ bettelte der Bürgermeister immerzu. Ich glaube, er sprach es noch, als mittags um halb zwei Uhr ein einziger französischer Offizier die Halde emporstieg und befahl: „Nende och — runterggommen!“ Damit war die Tragödie am Grenzweg erfüllt. Mit gesenkten Augen und erhobenen Armen gingen die Sechzig in die Gefangenschaft.

So geschehen am 29. April 1945.

*

Lange, lange halte ich das deutsche Gewehr in der Hand. Welcher von den Sechzig mag es zertrümmert haben? Der hagere Bayer mit den melancholisch dunklen Augen, der fette Pommer mit den Sommerprossenwangen? Viele einzelne Gesichter haben sich mir damals eingepreßt ...

Schließlich lade ich das Eisen ding auf die Schulter und stapfe heimwärts durch den grünen Wald. Ich will das Trümmerstück als Kriegstrophäe aufbewahren, zur steten Erinnerung jener bewegten Tage. „Nur eine Stunde laßt uns auf den schweizerischen Grasweg treten ...“ Ich vergesse diese Worte meiner Lebtag nicht. Ewig erinnern sie mich daran, daß Gott die Bäume nicht in den Himmel wachsen läßt!

Jetzt hängt das Skelett von rostigem Stahl im Korridor meiner Wohnung, zwischen dem farbigen Blumenplakat des schweizerischen Naturschutzbundes und meiner grünen Botanischerbüchse — wahrlich in friedlicher Nachbarschaft! Schicksal einer deutschen Waffe, die vielleicht in russischer Steppe, vielleicht in afrikanischem Wüsten sand ihre Stimme erschallen ließ und tausendfachen Tod aus ihrem Munde spie! Mag sie ihr ferneres Dasein als harmlos groteskes Idyll erfüllen, wenn sie dabei nur ernsthaft mahnend zu jedem Beschauer spricht: „Wer das Schwert erhebt, soll durch das Schwert umkommen!“ So war ihr schmähliches Ende am 29. April des Jahres 1945 nicht umsonst; denn wo das Böse sich wandelt zum lächerlichen Pöpanz, da hat es alle Herrschaft über das Menschenherz verloren.